Die Bedeutung militärischer Ausdrücke.

Von Prof. Dr. **Karl Bergmann.**

Das deutsche Heerwesen gehört mit zu jenen Gebieten, deren Terminologie am meisten mit Fremdwörtern durchsetzt ist. Die Benennungen der einzelnen Heerestheile, der verschiedenen Truppengattungen, der „Chargen", der Waffen usw. sind zum größten Theil fremdsprachlichen Ursprungs. Wenn hierbei die französische Nation am stärksten vertreten ist, so beruht dies auf geschichtlichen Gründen. Im 17. Jahrhundert galt das von Louvois, dem Kriegsminister Ludwig XIV., umgestaltete französische Heer als Vorbild für die europäischen Heere, sodaß sich die Kriegsterminologie von dieser Zeit ab hauptsächlich französischer Bezeichnungen bediente.

Unter den militärischen Bezeichnungen gibt es einige, die vom sprachlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus manches Eigenartige bieten und daher in den kriegerischen Zeiten, die wir eben durchleben, wohl auf erhöhtes Interesse der Leser rechnen dürfen. Von den Fußtruppen verdienen die Musketiere, Füsiliere und Grenadiere vor allem Beachtung. Die beiden ersten Bezeichnungen bedeuten „Gewehrträger", denen zugrunde liegen die französischen Wörter für Flinte: mousquet und fusil. Auf eine ganz andere Thätigkeit weist die Benennung des Infanteristen als Grenadier hin. Das Wort ist in Deutschland zuerst 1683 aufgekommen und bedeutet eigentlich den „Werfer von (Hand)granaten". Im Gegensatz zur neuzeitlichen Kriegsführung, die die Handgranate nur noch im Festungskrieg verwendet, führte man im 17. und 18. Jahrhundert solche Granaten auch im Felde mit, und die für das Werfen bestimmten Infanteristen nannte man zunächst Granatiere, wofür später die französische Form Grenadier eintrat. Das Wort Granate selbst ist aber nichts anderes als Granat — im Granatbaum; das Geschoß erhielt den Namen der Frucht des Granatbaumes, weil ähnlich der Frucht auch die Kugel mit Körnern, d. h. Pulverkörnern gefüllt ist. Wie hier ein Pflanzennamen zugrunde liegt, so steckt in Muskete ein Thiername. Das französische mousquet geht nämlich auf das italienische moschetto zurück; dieses moschetto hatte aber die Bedeutung von „kurzer Flinte" nicht von Anfang an, sondern erhielt sie erst auf mancherlei Umwegen: zunächst bedeutete es einen kleinen zur Beize dienenden Sperber, dann wurde es auf ein Wurfgeschütz übertragen, mit dem kleine Pfeile geschleudert wurden, nach Erfindung des Schießpulvers wurde mit dem Wort eine kurze Schiffskanone und schließlich eine kurze Flinte bezeichnet. Aus dem Italienischen drang das Wort ins Französische und von hier ins Deutsche ein. Die zuerst sonderbar erscheinende Uebertragung des Thiernamens auf die Waffe läßt sich verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Sperber bei der Jagd gleichsam die Rolle einer Waffe spielt und sein pfeilschnelles Herabschießen der Beute den Vergleich mit einem Geschosse nahelegte.

Was die berittenen Truppen betrifft, so bieten ihre Benennungen ein buntes sprachliches Gemisch. Dragoner und Kürassier sind französischer Herkunft, während Husar auf ungarischen und Ulan auf polnischen bezw. türkischen Ursprung zurückgehen. Die Dragoner führen ihren Namen nach dem Drachen (franz. dragon), der auf ihrer Standarte ursprünglich abgebildet war. Der Kürassier ist selbstverständlich nach seinem Küraß benannt, der aber, wie die Sprache zeigt, im 17. und 18. Jahrhundert zuerst nur aus Leder (franz. cuir) hergestellt wurde. Einen Einblick in die alte ungarische Rekrutierungsweise gewährt der Husar; das zur Zeit der Türkenkriege entlehnte Wort stammt vom ungarischen husz „zwanzig" und bedeutet soviel wie der „zwanzigste", weil nämlich nach einem alten ungarischen Aushebungsgesetz von zwanzig Ausgehobenen immer einer bei der Reiterei eintreten mußte. Die Ulanen schließlich, ursprünglich eine leichte polnische Reiterei, führen ihren Namen auf das türkische oghlan zurück, das lediglich „junger Bursche" bedeutet.

Auch die Bezeichnungen für die Ausrüstung der berittenen Truppen mit Lanze, Säbel, Palasch und Pistole sind fremder Herkunft. Lanze ist das französische lance, Säbel und Pallasch verdanken wir den slawischen Sprachen; Säbel ist das polnische szabla, Pallasch das russische palaš; in Pistole endlich steckt der Name der italienischen Stadt Pistoja, in deren berühmten Waffenfabriken die Waffe hergestellt wurde, wie ja auch das Bajonett seinen Namen nach der südfranzösischen Stadt Bajonne als dem ersten Herstellungsort trägt. Welch eine gewaltige Wandlung eine Waffe im Laufe der Zeit erfahren kann, zeigt so recht deutlich die Haubitze. Die alte Haubitze hätte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß sie noch einmal dazu berufen sein sollte, Furcht und Schrecken unter den Feinden zu verbreiten. Ihrem sprachlichen Ursprung nach geht sie auf das tschechische houfnice zurück, das aber zunächst gar nichts anderes als eine hölzerne Schleuder für Steine ist. Als wirklicher Geschützname taucht das Wort zum ersten Male im 15. Jahrhundert bei den Hussitenkriegen auf.

Wir sehen, es ist eine ganze internationale Gesellschaft, die in unseren militärischen Ausdrücken vor uns aufmarschiert: Franzosen, Italiener, Russen, Polen, Tschechen, Ungarn, Türken. Von größeren Völkern fehlen nur noch die Spanier und die Engländer. Daß die Engländer ihrer ausgesprochenen Abneigung gegen das Militärwesen den festländischen Völkern für die militärische Terminologie nur wenig zu bieten hatten, ist einleuchtend. Trotzdem verdanken wir gerade ihnen die Erfindung eines furchtbaren artilleristischen Geschosses, nämlich der Granatkartätsche, die nach ihrem Erfinder, dem englischen Oberst Shrapnel (1803) benannt ist. Die Schrapnells sind verbesserte Kartätschen, welches Wort sicherlich aus dem italienischen cartoccia stammt, das grobes Papier bedeutet und auf die mit kleinen Kugeln, gehacktem Eisen usw. gefüllte Patrone von starkem Papier oder Blech für Kanonen hinweist. Was die Spanische anlangt, so ist es in unserer Heeressprache durch den Namen Major vertreten, denn die Offiziersbezeichnung geht auf das gleichbedeutende spanische mayor zurück, das wieder das lateinische maior „größer, höher" ist. Da nun von dem letzten Wort (in seiner Bedeutung „Aufseher, Verwalter") wieder unser so weit verbreiteter deutscher Familienname Meier in seiner verschiedenartigsten Schreibweise abstammt, so steht sprachlich streng genommen der Herr Major mit jedem beliebigen Herrn Meier auf gleicher Stufe, mit Ausnahme jedoch jener Meier, deren Namen auf dem hebräischen me-ir „erleuchtend" beruht. Unter den übrigen Offiziersbezeichnungen finden sich neben dem französischen Leutnant, d. i. Stellvertreter (daher Oberstleutnant „Vertreter des Obersten") und General auch gute deutsche Bezeichnungen, so Oberst und Hauptmann. Während aber heute der Hauptmann im Rang zwischen den Stabs- und den Subalternoffizieren steht, war im Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert hinein Hauptmann die Benennung des obersten Befehlshabers des Kriegsheeres. Umgekehrt ist der Marschall seit der altdeutschen Zeit in seiner Würde ungeheuer gestiegen. Zunächst war der marascalc ein einfacher Pferdeknecht, dann das Wort setzt sich zusammen aus marc, unserem heutigen Mähre, und scalc „Knecht", das jetzt noch als „Schalk" in der veränderten Bedeutung von „Spaßmacher" weiterlebt. Aber schon zur Zeit der sächsischen Kaiser diente das Wort zur Bezeichnung eines vornehmen Hofbeamten, dem die Sorge für das heimische wie für das fremde Gefolge zu Pferde oblag und der dann auch bald mit der Führung der waffenfähigen Mannschaft des Königs betraut wurde. Heute schließlich bezeichnen wir mit Marschall die höchste militärische Würde.

Trotz der Ueberflutung unserer Heeressprache mit Ausdrücken fremdsprachlicher Abstammung sind die Deutschen jedoch nicht nur der empfangende Theil gewesen; es wäre ja erstaunlich, wenn sie bei ihrer hohen militärischen Tüchtigkeit nicht auch umgekehrt die fremden Völker beeinflußt hätten. So zeigt uns ein Blick in ein ethymologisches Wörterbuch der französischen Sprache, wie eine Menge französischer militärischer Ausdrücke deutscher Abstammung sind, z. B. bivouac, das das deutsche Beiwache ist und das dann wieder als „Bivok" ins Deutsche zurückwanderte, oder marschal, das dem oben erwähnten marascalc entstammt; ja sogar das französische Wort für Krieg selbst, guerre, ist deutschen Ursprungs: es ist unser Werren in seiner althochdeutschen Form werra.

Grundstimmungen in England und Frankreich.

Von **Houston Stewart Chamberlain.**

Unmöglich ist's, den Tag dem Tag zu klären,
Der nur Verworrenes im Verworrenen spiegelt.

Der Besitz eines klaren Urtheils ist in diesen Zeiten, kaum weniger vonnöthen als der Besitz eines scharfen Schwertes. Dort wie hier kommt es namentlich darauf an, das Heft fest in der Hand zu halten und sich ebenso wenig zu falschen Gedanken wie zu ungewollten Schlachten hinreißen zu lassen. Ein vortreffliches französisches Sprichwort lehrt: Il ne faut pas chercher midi à quatorze heures, man suche nicht die Mittagsstunde um vierzehn Uhr, man verwirre nicht das Einfache durch labyrinthische Einbildungen. In der Politik geschieht das viel, in Augenblicken wie dem jetzigen mehr denn je. Und zwar geschieht das um so leichter, als wir Menschen einfache Grundthatsachen auf allen Gebieten selten deutlich gewahr werden. Immer fällt es uns leichter, das Vorüberziehende, das Wechselnde in's Auge zu fassen, als das Beharrende; was Dauer hat, bleibt unbemerkt. Dieses Beharrende — so z. B. die allgemeine Seelenstimmung eines in bestimmten Verhältnissen lebenden Volkes — wird sich bei näherer Untersuchung meistens als natürlicher, handgreiflicher herausstellen als man gewöhnlich annimmt, zugleich aber an individuellen Besonderheiten und Abweichungen reicher, als es sich in unseren künstlichen Zurechtlegungen ausnimmt. Goethe sprach es aus: „Alles ist einfacher, als man denken kann, zugleich verschränkter, als zu begreifen ist."

Diese Erwägung veranlaßt folgenden Versuch. Denn es ist sicherlich für die Deutschen nicht unwichtig, daß sie sich richtige — nicht falsche — Vorstellungen über die Gefühle machen, welche — als dauernd wirksame Grundstimmungen — die Möglichkeit des jetzigen Krieges erst schufen. Die in Deutschland herrschende Grundstimmung war unerschütterliche Friedensliebe, aufrichtige Freundschaft für England, lebhafter Wunsch, mit Frankreich in offenen, guten Beziehungen zu leben. Es läßt sich unwiderleglich nachweisen, daß diese Gefühle alle Schichten der ganzen Nation beseelten, so daß bis zum letzten Augenblick kein Mensch an die Möglichkeit des Krieges glauben wollte und daß namentlich Englands Waffenergreifung von einem Ende des Landes bis zum anderen einen Schrei des Erstaunens hervorrief, gefolgt von der Empörung, die wie ein Sturmwind das unbegreiflich zähe Vertrauen und die unvergoltene Liebe wohl auf immer wegfegte. In England und in Frankreich herrschten schon seit Jahren Deutschland gegenüber ganz anders geartete Gefühle; welcher Art nun waren sie? Nach meiner Ueberzeugung besitzt die Beantwortung dieser Frage Werth für den Augenblick und vielleicht noch größeren Werth für die Zukunft: man lernt den Stoff kennen, an dem sich Staatskunst zu üben haben wird.

Das eine sei vorangeschickt: mit dem Wort „Haß" dringt man nicht tief in die Erkenntnis ein; wir sollten uns nie bei Schablonen beruhigen. Zwischen Haß und Liebe ist für gar viel noch Platz. Und wenn auch unstreitig in diesem Augenblick mancher verblendete Engländer von wildem Haß gegen Deutschland glüht und auch einzelne Franzosen sich auf diese Temperatur hinaufgeschwatzt haben mögen, während die Deutschen selber Haßgedichte singen, so bleibt es nichtsdestoweniger gewiß, daß diese Stimmung nicht die vorwaltende und auch nicht die gestaltende ist, darum auch nicht diejenige, auf die es ankommt, daß man sie kenne. Treitschke bemerkt, der deutschen Gutmüthigkeit sei der Haß schwer faßlich; der Verfasser des „Haßliedes gegen England" kämpft als wackerer Deutscher mit, entstammt aber einem Volke, das — im Gegensatz zum deutschen — von jeher den Haß als eine Haupteigenschaft großgezogen hat, und demselben Volke entstammt die gesammte Redaktion der „Times", der „Daily Mail", des „Matin"; solche Dinge darf man nicht übersehen. Der germanische Deutsche ist nicht allein zu gutmüthig, er ist namentlich den Gefühlen und Erwägungen der Gerechtigkeit und der Billigkeit viel zu sehr zugethan, um in alttestamentarischem Hasse sich wohlzufühlen; der Engländer ist zu hochmüthig, um zu hassen, der Franzose zu leichtfertig. Wir wollen also eine feinere Analyse versuchen.

Als erstes halte man das eine fest: es besteht keine Spur einer geistigen Verwandtschaft zwischen Engländern und Franzosen; kämpfen sie auch heute nebeneinander, kein Gedanke, keine Gefühlsregung ist ihnen gemeinsam. Viele französische Gefangene sagten zu ihren deutschen Kameraden: „Wir würden lieber mit Euch gegen die Engländer kämpfen, als Seite an Seite mit diesen bougres d'Anglais!" — das ist die echte Stimme des Volkes. Vielleicht vermag es kein Mensch, der nicht, wie ich, in beiden Ländern zu Hause ist, die Sternenweite zu ermessen, die diese zwei Völker voneinander scheidet; Dutzende von Malen habe ich die Fahrt hin und her über den schmalen Wasserstreifen gemacht, und immer von neuem fühlte ich mich fast verwirrt durch dieses traumhafte Antonden auf einem anderen Planeten. Angeborene, unüberwindliche Antipathie scheidet auf allen Gebieten Franzosen und Engländer; einzig die Thatsache, daß sie unfähig sind, sich zu verständigen, läßt den Schein eines Einverständnisses aufkommen: da kein Franzose englisch und kaum hie und da ein Engländer französisch fließend zu reden vermag, sind sie nicht in der Lage, sich mitzutheilen, wie sehr sie sich verabscheuen. Der physische Widerwille, den der Franzose dem Engländer einflößt, fand neulich drastischen Ausdruck in dem Tagebuch eines in Nordfrankreich gefallenen englischen Leutnants, der von den theuren Verbündeten notirt: „Ich glaube, die französischen Offiziere waschen sich im ganzen Leben nicht." Geistig gilt das gleiche: nie hat ein Franzose begriffen, daß man Shakespeare für einen bedeutenden Dichter hält; überhaupt bleibt die ganze große englische Literatur für die Franzosen ungeboren; für Faust und Werther, für Kant und Schopenhauer und Nietzsche, für alle unsterblichen deutschen Tondichter ist Interesse und vielfach Begeisterung in weiten Kreisen rege, englisches Denken und Dichten ist ihnen Barbarei. Daher ist denn die "entente cordiale" eine der lächerlichsten Possen, die je innerhalb der bunten Welt der Wirklichkeit aufgeführt wurden: jeder der beiden Theile betrügt den andern und sich selbst. Kurz nachdem diese sogenannte "entente" eingeleitet worden war, führte mich die Rückreise von einem kurzen Besuch in England durch Paris; ein französischer Jugendfreund benutzte die Gelegenheit, mich mit einem der glänzendsten Forscher und Erfinder Frankreichs zusammen zu bringen, zugleich einem leidenschaftlichen Patrioten und energischen Politiker; der vierte bei Tisch war ein angesehener konservativer Journalist; die drei Franzosen thaten sich in meiner Gegenwart nicht den geringsten Zwang an, sie wußten, wie unbefangen ich über England urtheile, und betrachteten mich infolge meiner Beherrschung ihrer Sprache und Aussprache als halben Franzosen. Was da über die "entente cordiale" gespottet wurde, läßt sich in der Kürze nicht wiedergeben; Witz sprühte auf Witz wie ein Raketenfeuerwerk. Die Geringschätzung der Engländer als dummer, plumper, geistloser Menschen fand hundertfachen Ausdruck; ich erinnere mich, wie jener bedeutende Mann in seinem Uebermuth den Engländern die Menschenwürde überhaupt absprechen wollte, indem er ausführte, sie seien aus einer Kreuzung zwischen Hund und Pferd hervorgegangen! „Die Engländer," meinte er, „werden von nun an im Schweiße ihres Angesichts Französisch radebrechen lernen müssen; unsere Bücher und Bilder, unsere Musik werden drüben rasenden Absatz finden, unsere Schauspieler werden in London vor vollen Häusern gastiren — zwar wird kein Mensch sie verstehen, doch jedem wird's Ehrenpunkt sein, zu thun, als ob er verstünde. Ich habe neulich Mounet Sully vorgeschlagen, er solle im ersten Akt von „Oedipe Roi" den Monolog aus dem vierten Akt von „Hernani" sprechen: ich weiß, kein Engländer merkt es!" Und so ging es weiter, mit dem beständigen Kehrreim: "Si les Anglais sont assos bêtes, tant mieux pour nous"; um so besser für uns, wenn die Engländer so dumm sind. Einige Jahre nachher ging ich wieder zu später Nachtstunde mit demselben Bekannten durch die Straßen von Paris; unversehens kamen wir an den Platz, wo ein Denkmal für Eduard VII., den Schöpfer der "entente", geplant war; da bekam der Franzose einen so krampfartigen Lachanfall, daß er sich die Seiten halten mußte: „Sind das Idioten, unsere Herren von der Regierung! Nicht dem Baccarat-König, sondern der Lions de Pouge hätte man das Denkmal setzen müssen." So vernichtend sarkastisch urtheilte er über den König, so unverfroren gestand er (mit dem Namen der bekannten Halbweltdame) die Gemeinheit der Lockmittel, die hinter der Verbrüderung von England und Frankreich steckten. Und bei alledem ist das Bemerkenswerthe, daß der witzige Franzose, der die dummen Engländer zur Ausführung seiner „Revanche" gegen Deutschland zu benutzen glaubte, in Wirklichkeit der Geoppte war: nicht hatte Frankreich England zum Narren, vielmehr war es England, das Frankreich für seine eigenen Interessen opferte.

Hier thut sich der große Unterschied zwischen Engländern und Franzosen auf: die klugen Franzosen wußten alle, daß es sich um eine politische Komödie handelte; die Engländer dagegen folgten treu gehorsam ihren Führern, ernst und überzeugt. Keinen Menschen hörte ich damals in England über die „entente cordiale" lachen oder sah ich auch nur lächeln; mit gefurchten Brauen saß alles da, ein Lexikon rechts und eine Grammatik links, und versuchte La Reine Pédauque von Anatole France (das war das vorgeschriebene Buch) zu lesen und — was noch mehr Mühe macht — es humorvoll zu finden (was ebenfalls befohlen war). Die greise Sarah Bernhard riß die bethörten Briten durch jugendliche Anmuth hin, und wenn Camille Rostand ein Stück schrieb, in dessen gähnende Langeweile selbst die unverschämteste Reklame die Pariser nicht hineinzutreiben vermochte, man brachte es einfach nach London hinüber, und, gehorsam der ausgegebenen Parole, strömte alles hin und klatschte Beifall. Zugleich erfolgte allerorten die Entlassung der Lehrer der deutschen Sprache, selbst an den Kriegsschulen. Dieser Maßregel — vielleicht bisher von keinem Politiker beachtet — müssen wir ein: so große Bedeutung zumessen, daß ich ihr einen eigenen Absatz widmen will.

Im Laufe der Jahre hatte sich nämlich in England ein wachsendes Interesse für die deutsche Sprache verbreitet. Als ich Anfang der neunziger Jahre England nach längerer Unterbrechung besuchte, staunte ich, vielen Männern und noch zahlreicheren Frauen zu begegnen, die das Deutsche recht leidlich verstanden, auch manches gelesen hatten, und zwar in Kreisen, die aller Gelehrsamkeit fernstanden. Ursprünglich von Männern wie Carlyle und Huxley angebahnt, dann von wissenschaftlichen Forschern verschiedener Richtungen gefördert, hatte die Bewegung zuletzt weitere Kreise ergriffen. Gleich nach der „entente" erfolgte der große Schnitt: der Staat ging voran und entließ, wo es nur irgend anging, die Lehrer der deutschen Sprache; auf die großen Schulen — die fast alle unabhängig sind — wurde im gleichen Sinne nachdrücklich eingewirkt; zuletzt folgten die Privaten nach, wie das in England — dem Lande der Einförmigkeit — stets der Fall. Als ich 1908 einem verwandten Offizier sagte: „Wenn Ihr Krieg gegen Deutschland führen wollt, dann ist es von Euch unpraktisch, daß Ihr nicht gerade erst recht Deutsch lernt," widersprach der Betreffende: „Doch nicht! Die Hauptsache ist, daß sich unsere Offiziere mit unseren Verbündeten, den Franzosen, verständigen können; die deutschen Offiziere sprechen ohnehin alle Französisch." Man sieht also: erkennen wir in dieser ganzen von Eduard VII. und seinen Kreaturen ins Werk gesetzten Bewegung einen verhängnisvollen, verbrecherischen Wahn, so war doch, wie bei Hamlet's Wahnsinn, „viel Methode drin"; man darf sagen: im Gegensatz zu den Franzosen, die sich leichtsinnig auf Abenteuer einließen, gingen die Engländer mit schlauester Ueberlegung an eine Sache, bei der ihnen „blutig ernst" war; und nichts konnte dem Zwecke, den wir heute erreicht sehen, förderlicher sein als dieses grundsätzlich durchgeführte Zerschneiden des vermittels der Sprache wachsenden Verständnisses für deutsche Art. Diese Bewegung mußte erstickt werden; dann erst konnte der Feldzug der Verleumdung gegen Deutschland, vor dem wir heute schaudernd stehen als vor einem der gemeinsten Verbrechen der Weltgeschichte, mit Erfolg unternommen werden. Hierbei kam die uns Menschen angeborene Trägheit dem Plan zustatten. Zu der Fühlungnahme mit dem heutigen Frankreich genügt nämlich eine geringe Geistesarbeit: man beginnt nicht bei Montaigne und Pascal, geschweige bei Ronsard und Du Belay, selbst Voltaire und Rousseau werden übersprungen, und der große Balzac bleibt terra incognita, bestenfalls setzt die Literatur bei Zolas „Nana" ein, umfaßt möglichst viel Maupassant und reicht bis Anatole France. Wie hoffnungslos muß dagegen das Unternehmen dünken, einen Menschen in das Heiligthum des deutschen Denkens, Fühlens und Lebens einzuführen, der kein Deutsch versteht! Ich habe es an einem der ersten lebenden Staatsmänner Englands erfahren: sein Französisch, noch so unzulänglich, hat doch genügt, ihm mit Menschen und Ideen Fühlung zu vermitteln; von deutschem Empfinden und Denken versteht er weniger als der Mann im Mond, schreibt und redet zwar darüber und urtheilt von der Höhe seines eingebildeten kurulischen Stuhles mit ergötzlichem Ernst, aber alles falsch, unergründet, mißverstanden. Das Beste am Deutschthum ruht eben verborgen — in Tiefen und auf Höhen; alles Beste am Franzosenthum fällt ins Auge. Hierbei ist nun ein doppeltes „überqueres" Verhältnis zu beachten, sonst sieht man nicht auf den Grund.

Auf der einen Seite muß man nämlich behaupten: in Frankreich ist es das einzelne Individuum — der erfindungsreiche Forscher, der scharfsinnige Kritiker, der glänzende Redner —, das lebhafte Theilnahme weckt, wogegen die Gesammtheit der Nation in einer geradezu bedrückenden Unbildung, Nüchternheit, Beschränktheit dahinlebt; umgekehrt pflegt die deutsche Zelebrität unerträglich zu sein, während unser Interesse durch die hohe Bedeutung der Kollektivleistungen gefesselt wird, womit nicht bloß die allgemeine Bildung und die Organisationsgabe bezeugt wird, sondern das eifrige, gewissenhafte und kluge Ineinanderwirken zahlreicher Kräfte, die, einzeln genommen, derartige übermäßige Leistungen nicht hätten erwarten lassen, — dazu dann die ergänzende Erscheinung des regen Geisteslebens in tausend Städten sowie die ganze Atmosphäre, die die einzelnen umgiebt und vereinigt: die Familie, die Poesie, die Musik, die weitverbreitete geistige Kultur. Offenbar muß es weit leichter fallen, in das eine als in das andere Einblick zu erhalten: selbst bei hohen Ansprüchen wird man die Leistungen der tüchtigen Minderzahl Frankreichs bald übersehen; das Geheimnis des verschlungenen deutschen Lebens wird nie ein Fremder ohne hingebende Mühewaltung und ohne die tausend Fühllaster der Liebe ergründen. Hiermit haben wir aber nur die eine Hälfte des wahren Sachverhalts hervorgehoben; bei der Betrachtung eines Lebendigen giebt es zu jeder Erkenntnis eine ergänzende, umkehrende; das ist auch hier der Fall. Wohl ist das Leben in Frankreich als Gesammterscheinung nüchtern und geistesarm, und das eine Paris nur sozusagen eine chronische Fiebererscheinung, der im ganzen großen Lande nirgends etwas entspricht; nimmt man aber aus der öden französischen Gesammtheit den einzelnen Bürger oder Bauern ohne Wahl heraus, man wird sich fast immer vorzüglich mit ihm unterhalten: zwar bewegt sich sein Geist innerhalb enger, unübersteigbarer Grenzen, jedoch behend, seine im Verhältnis zur deutschen beschränkte Sprache deckt genau seine Bedürfnisse, er handhabt sie meisterlich; jeder von uns weiß, wieviel Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit eine ähnliche Probe in Deutschland zu Tage fördert. Und dabei kann man ohne Uebertreibung das heutige Frankreich das „genielose" Land nennen, namentlich ist poetisches Genie dort ein Ding der Unmöglichkeit; wogegen Deutschland die Heimath des Genies ist: hier liegt Genie vielerorten latent, blüht im Verborgenen und schießt hie und da gewaltig empor. Man hat vielleicht bisher nicht genug beachtet — dies nebenbei gesagt —, daß ein sogenanntes „Genie" nur dort möglich ist, wo Genialität in der Luft liegt; ein Genie ist ein großer Geber, aber auch ein großer Nehmer, erfordert daher selber viele Nehmer und viele Geber. Genialität ohne Talent (in Deutschland weit verbreitet) bleibt sprachlos; Talent ohne eine Spur von Genie (in Frankreich allerorten anzutreffen) bewegt sich frei wie ein Vogel, unbelastet von Ideen. Jeder begreift, inwiefern auch diese zweite Hälfte der Einsicht Frankreich für einen Fremden weit zugänglicher erscheinen läßt als Deutschland. Fast in jedem einzelnen Franzosen kann man die Vorzüge des ganzen Volkes kennen lernen. Als ich das letztemal in Boulogne landete, erfuhr ich zu meinem Leidwesen, ich müsse volle dreiviertel Stunden auf den Zug nach Paris warten; in meiner Verzweiflung rede ich den berufsten Heizer der Lokomotive an und habe mich selten besser unterhalten; ich habe es bedauert, als das „en voiture, s'il-vous-plait" erscholl. Der Mann wußte nur von Frankreich und von französischen Verhältnissen; wie genau aber kannte er sie! Wie unbeirrbar urtheilte er über die regierenden Abenteurer! Er sprach das reinste Französisch, voll Witz, Pointe, Apropos; er wäre vollkommen fähig gewesen, von seiner Lokomotive weg auf die Tribüne im Palais Bourbon zu steigen und glänzend in die Debatte einzugreifen; auch in den Manieren besteht kein Unterschied zwischen dem Heizer und dem Präsidenten der Republik: Höflichkeit, Einfachheit und Sicherheit, Gleichheit zwischen Mensch und Mensch; nichts von dem mittelalterlichen Firlefanz deutscher Rangordnungen und Feierlichkeiten. Dadurch wird Frankreich zum angenehmsten Land der ganzen Welt; darum ist Gesellschaft — sonst eine Last — dort ein Vergnügen. Man versteht, daß der Engländer, der einmal drei Monate Ferien dazu verwendet, in Frankreich unter Franzosen zu leben (eine neuerdings verbreitete Sitte), zurückkehrt mit einer ziemlich ausreichenden Vorstellung dieses Volkes. Des Franzosen Seele hat nicht gerade viel zu zeigen, doch verbirgt sie nichts; der Eindruck ist darum abgerundet und abgeschlossen. Wogegen der Engländer, der — unvorbereitet — drei Monate in Deutschland zubringt (wie das früher vielfach geschah), einen einseitigen, zufälligen und verworrenen Eindruck mitnehmen wird. Den typischen Deutschen — wenn man von einem solchen überhaupt reden kann — trifft er nicht auf dem Eisenbahnsteig; und, hat er das Glück, bei ihm eingeführt zu werden, dieser Deutsche bringt vielleicht — wie mancher allervortrefflichste, den ich kenne — den ganzen Abend kaum drei Worte über die Lippen. Oder aber er wird so erbarmungslos gründlich, daß dem armen Engländer ein Mühlrad im Kopfe herumgeht. Oder das Gefühl strömt über, und der Engländer entfliehet. Kurz, hier herrscht nicht der Typus, sondern die Person, und fast jeder Deutsche von Bedeutung fordert, daß der andere seine Seele nach ihm hinauf- oder hinabstimme; das erschwert den Umgang.

Man begreift, welche besonders tief einschneidenden Folgen das Verbot, die deutsche Sprache zu lernen, für die Beziehungen zwischen England und Deutschland nach sich ziehen mußte.

Die deutsche Kriegsbereitschaft.

Stockholm, Anfang Januar.

Der Chef der Kriegsschule zu Karlberg, Oberstleutnant Bouveng, hat sich einige Monate in Deutschland aufgehalten und sowohl auf den Kriegsschauplätzen wie in verschiedenen deutschen Landestheilen alle Fragen studirt, die mit der Kriegsbereitschaft zusammenhängen. Seine Eindrücke hat er in einer Aufsatzserie wiedergegeben, aus der wir folgendes entnehmen, weil es uns werthvoll erscheint, einmal als sachkundiges Urtheil eines hohen Militärs, der sich durch seine Arbeiten einen internationalen Ruf erworben hat, und ferner, weil man dem Bericht eines unparteiischen Beobachters in Deutschland sicherlich besonderes Interesse entgegenbringt. Bouveng schreibt u. a.:

Ueber die wirthschaftlichen Hilfsmittel Deutschlands halte ich mich berechtigt, wenigstens so viel zu sagen, daß ich persönlich ein völliges Vertrauen darauf habe, daß Deutschland imstande ist, durchzuhalten. Dieses Vertrauen gründet sich auf die Aufschlüsse, die ich von zahlreichen Industriellen und Vertretern der Landwirthschaft erhalten habe. Jedenfalls ist in Deutschland keine Rede von einem Lebensmittelmangel, weder für das gegenwärtige noch für das kommende Jahr. Dafür bürge der Gang des gewöhnlichen täglichen Lebens, wie ich ihn in den verschiednen Gegenden des Deutschen Reiches beobachten konnte. Der Zuwachs und die vorhandene Menge von Lebensmitteln sind fast gar nicht vom Kriege beeinflußt worden. Das zeigt sich an den gedrängt vollen Viehställen auf dem Lande, an den gut bestellten Aeckern, die man überall sieht, und schließlich an der reichlich vorhandenen ländlichen Arbeitskraft. Die deutsche Landwirthschaft ist nach dem einstimmigen Urtheil einer größeren Zahl kleiner und großer Gutsbesitzer, mit denen ich sprach, imstande, im nächsten wie in den weiteren Jahren ohne größere Schwierigkeiten eine neue Saat und Ernte zu schaffen. Wenn man nicht von einer Knappheit in dem zum Leben nothwendigen Dingen reden kann, wie viel weniger von einer Noth.

Die militärischen Hilfsquellen Deutschlands halte ich so gut wie unerschöpflich. Bei den einem kriegführenden Lande zu Gebote stehenden Hilfsmitteln unterscheidet man die Streitkräfte, die sich vor dem Feinde befinden, und die Ersetzung des lebenden und todten Materials, das das Land der Kriegsleitung zur Auffüllung der Verlustlücken und zur Schaffung neuer Truppen bereitstellen kann. Für die Stärke und den Kampfwerth der jetzt im Felde stehenden deutschen Armeen spricht am deutlichsten eine Uebersicht über die jetzige Kriegslage. Wenn man von ein paar Quadratmeilen deutscher Erde absieht, führen die deutschen Armeen den Kampf für die Zukunft ihres Landes auf fremdem Gebiet, trotzdem drei der stärksten Militärmächte der Welt alle ihre Kraft anstrengen, um den Krieg auf deutsches Gebiet hinüberzutragen. Wenn man mit den deutschen Truppen in Berührung kommt, mit Gemeinen oder Offizieren, sei es mit solchen, die noch weit hinter der Front stehen oder die nur ein paar Meter vom Feinde entfernt in den vordersten Schützengräben lagen, überall trifft man auf die gleiche unerschütterliche Siegesgewißheit und ein ungeduldiges Verlangen, dem Feind zu Leibe zu gehen. Wenn man mit vielen Verwundeten gesprochen hat, die vom Schlachtfeld abtransportirt wurden, und ihren festen Glauben an den Sieg, ihr Sehnen, so schnell wie möglich zum Regiment zurückzukehren, erkannt hat, dann zweifelt man nicht länger an der Fähigkeit des deutschen Heeres, noch schwerere Aufgaben zu lösen, als die ihm jetzt gestellt sind.

Angesichts der unerhört großen Massen, die die Feinde Deutschlands gegen seine Grenzen werfen, könnte man einen Augenblick geneigt sein zu fragen, ob die Aufgaben nicht die Kraft der deutschen Streitkräfte übersteigen. Aber diese Zweifel schwinden vollständig, wenn man einen Einblick in das Ersatzwesen erhält, das jetzt mit einer unerhörten Kraft und Genauigkeit an der Arbeit ist. Das Ersatzwesen des deutschen Heeres läßt nicht allein ein Auffüllen aller Lücken bei den Fronttruppen zu, sondern ist gleichzeitig imstande, alle die Truppenformationen neuzubilden, die für eine weitere Kraftentwicklung nöthig werden können. Die deutschen Kasernen sind gegenwärtig übervoll und werden auf's Neue mit Soldaten gefüllt werden, die alle voller Ungeduld darauf warten, zur Front geschickt zu werden. Das weiß man auch in Schweden. Weniger bekannt ist hier wohl, wie man ohne Schwierigkeit den großen Bedarf an Waffen, Monturen und Ausrüstungsgegenständen decken kann, so daß jeder Soldat und jede Truppenabtheilung stets mit vollständig neuer und modernste Bewaffnung und Ausrüstung ausrückt. Es ist meine bestimmte Ansicht, daß an Stelle der Abspannung, die man nach mehr als viermonatigem ununterbrochenem Kampf vermuthen sollte, sich die Kraft der deutschen Streitmittel in einer ständigen Steigerung befindet.

Ueber den wahrscheinlichen Kriegsausgang läßt sich schlecht etwas sagen, selbst wenn man die Streitmittel des Gegners kennte und wüßte, inwieweit man noch mit neuen Kraftfaktoren in dem jetzt währenden Kampf zu rechnen hat. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß Deutschlands gegenwärtige Feinde es militärisch nicht besiegen können. Diese Auffassung gründet sich namentlich auf den unerschütterlichen Volkswillen, der in Deutschland unabweislich die Fortsetzung des Krieges bis zur Erfüllung des gesteckten Zieles fordert. Nur wenn man längere Zeit hindurch tagtäglich die Aeußerungen dieser Volksstimmung gesehen und gehört hat, kann man erfassen, wie mächtig und unentwegt die Stimme des Volkes sich geltend macht. „Wir lieben den Frieden zu sehr, als daß wir diesen Krieg beschließen würden, ohne unseren eigenen und unserer Nachkommen Frieden — nicht für ein paar Jahre, sondern auf lange Zeit hinaus — sicherstellen." So spricht man in Deutschland. Und gewiß liegt in dieser Auffassung des deutschen Volkes, das den Krieg als ihm von seinen Feinden aufgezwungen ansieht, eine weit stärkere und werthvollere Kraft als eine Menge Bundesgenossen in der Form rein militärischer Machtmittel bieten kann. Auch hört man des deutschen Volkes Willen nicht allein daheim. Zu jedem Mann an der Front dringt die heimathliche Stimmung, Siegeswünsche und Siegeswille. Dasselbe Verlangen nach einem sicheren Frieden beherrscht jeden Soldaten, aber auch derselbe unerschütterliche Wille, alles zu opfern, auf daß der Frieden nicht bloß eine Illusion, sondern eine lange Wirklichkeit werde. Wenn man so ein starkes und kräftiges Volk in Waffen — in des Wortes vollster und schönster Bedeutung — sieht und sprechen hört, so glaubt man sich einer unwiderstehlichen Naturkraft gegenüber.

Meine Meinung, daß Deutschlands gegenwärtige Feinde es in militärischer Hinsicht nicht besiegen können, wird weiter dadurch bestätigt, daß man in Deutschland von Beginn des Krieges an auch mit der Möglichkeit größerer vorübergehender Mißerfolge gerechnet hat. Von diesem vernünftigen Ausgangspunkt aus, der auch während der Periode des